

Preise: ...

Salleische Zeitung

Verleger: ...

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Verwaltungen...

Halle a. S., Montag 10. Januar 1898.

Druckerei: ...

Deutsches Reich.

* Sonnabend früh um 9 Uhr...

* Die Kaiserin hat am Sonntag...

* Der Kaiser hat auf das Glückwunsch-Schreiben...

* Die Hofjagd, welche des unglücklichen Welters...

* Für die Ueberführung des Hofes von Potsdam...

* Es ist nach einer Mitteilung der „Westf. Gaz.“...

* Die „Mittl. N. R.“ schreiben: Von der aus Rom...

* Der Centralverband deutscher Industrieller...

* Die Verlesung des konservativen Parteitag...

* In der Kundgebung für die Flottenverträge...

* Die bayerische Kammer der Abgeordneten...

* Zufolge Kaiserlicher Kabinettsordre...

die Kundgebung eine großartige und wirkungsvolle zu werden.

* Die Flottenfrage und die Bosen. Das Organ der...

* Wie die „M. B. C.“ ausführt, wird der Reichs...

* Zur Handwerksorganisation. Seitens des Reichs...

* Die Zeit einiger Zeit im Gange befindlichen Vorarbeiten...

* Nachdem zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn...

* Es ist nicht richtig, daß die Verhandlungen Deutsch-

* Wie alljährlich, wird auch im laufenden Jahre, und zwar...

* Mit dem Urtheil im Tarifstreit wird die Angelegenheit...

* Die bayerische Kammer der Abgeordneten...

* Zufolge Kaiserlicher Kabinettsordre...

1896; Felszug gegen die Waabe vom 12. Juli bis 25. Dezember...

Parlamentarisches.

Man berichtet aus Köln, 7. Januar: Der Reichstag...

Für das Verrechnungs- ist bereits die Tagesordnung...

Die Dinge in China.

In Berliner amtlichen Kreisen empfindet man mit Recht...

Die chinesische Regierung von anderer Seite zu einem vollständigen...

Der nennbare abgezeichnete Vertrag bildet die Grundlage...

Die chinesischen Mandarinen werden es gewiß nicht an...

Die chinesische Regierung zum Abschluss einer Erklärung...

Die Verhandlungen hierüber gebieten sich, in der Zeit...



[Nachdruck verboten.]

Das Wrack des Grosvenor.

12) Roman von Clark Russell.

Das an der Thür des Hauses vorbeistürzende Wasser war ja immerhin noch beinahe knietief, verhältnißmäßig aber ungefährlich.

Als ich an das Haus herangelangt war, rief ich dem Mädchen zu, die Thür zu öffnen, denn diese lief in Falzen und ließ sich von außen nicht bewegen; das arme Geschöpf schien aber den Verstand verloren zu haben, denn ich mußte meine Aufforderung drei Mal wiederholen, ohne daß sie sich von dem Fenster, an dem sie noch immer stand, fortührte. Ich glaubte nun, sie verstände mich nicht, und fragte, ob sie eine Engländerin wäre.

„Ja,“ antwortete sie; „um Gottes Barmherzigkeit willen, retten Sie uns!“

In der Lage, in welcher ich mich befand, war Höflichkeit nicht angebracht, hier galt es einfach, schnell zu handeln; ich sagte also ziemlich barsch:

„Sie zu retten sind wir ja eben hier, aber durch das Fenster kann ich doch nicht steigen; thun Sie mir also den einzigen Gefallen und öffnen Sie die Thür, wir haben keine Zeit zu verlieren.“

Nun schien sie mich endlich zu begreifen, denn sie trat vom Fenster weg. Inzwischen war es auch dem Mann aus dem Boot gelungen, zu mir zu gelangen; der arme Teufel war unterwegs beinahe ertrunken, denn eine Sturzsee hatte ihn überrollt und eine ganze Weile hatte er um sein Leben kämpfen müssen. Auch jetzt schnaufte er noch fürchterlich und suchte dabei nach Herzenslust.

Obgleich ich das Steuer fest gepackt hielt, hatte ich doch die Vorsicht, an eine Stelle zu treten, wo das Wasser nicht zu stark drückte und schneller abfloß. Ungebulbig stand ich hier und wartete auf das Öffnen der Thür. Endlich zitterte sie in ihren Falzen und schob sich einige Zoll zurück.

„Das genügt!“ rief ich, und dann hieß ich meinen Gefährten mit einer Hand das Tau fest fassen, mit der andern aber mich an meiner Lottensacke zu halten. Als er dies gethan hatte, griff ich mit beiden Händen in den Spalt der Thür und riß sie mit einem kräftigen Ruck zurück.

Wir sahen nunmehr in einen Raum, in dessen Mitte sich ein Tisch befand, an den Seitenwänden waren Brittschen angebracht. Das Mädchen stand neben der Thür; auf einer der Brittschen zur Linken lag ein alter Mann mit weißem Haar, neben ihm auf dem Fußboden die Leiche eines gut gekleideten Mannes mit gegen die Ohren gepreßten Händen; auf der rechten Seite saß ein Matrose, der, als er mich sah, gellend aufschrie, mit den Fingern schnippte und entsetzliche Grimassen schnitt.

Ich faßte das Mädchen am Arm.

„Sie zuerst,“ sagte ich, „kommen Sie, machen Sie keine Umstände.“

Doch sie schrak zurück, klammerte sich an die Thür fest und schrie wie verzweifelt: „Zuerst mein Vater, nehmen Sie meinen Vater zuerst,“ und sah dabei zu dem alten Manne hinüber.

„Ja doch, ja, er wird auch dran kommen, Sie werden alle gerettet werden, seien Sie nur vernünftig und halten Sie uns nicht auf. Rasch jetzt, hier heißt es gehorchen, also vorwärts mit Ihnen!“ fuhr ich sie ärgerlich an, denn eine mächtige Woge überfluthete in diesem Augenblick das Schiff, ein starker Strom ergoß sich durch die offene Thür und spülte die auf dem Fußboden liegende Leiche in einen Winkel.

Ohne mich auf weitere Worte einzulassen, faßte ich ihre leichte Gestalt, hob sie auf meine Schulter und watete am Strecktau vorwärts. Mit Hilfe meines Gefährten gewann ich den Bug des Wracks, rief das Boot an und befahl, es solle sich längsseit legen. Während es sich näherte, gab ich den Leuten Anweisung, die Dame auf ein Zeichen von mir aufzufangen. Den Mann, der sich bei mir auf dem Wrack befand, schickte ich in die Fockrüsten. Jetzt sah ich eine lange Woge heranrollen, die das Boot ziemlich in eine Höhe mit uns bringen mußte. „Raßt auf!“ schrie ich aus Leibeskräften, hob das Mädchen über Bord, reichte es dem Mann in den Fockrüsten, und im nächsten Augenblick war es schon von den Seiten im Boot aufgefangen. Das Wrack rollte schwerfällig zurück, das Boot sank nieder, und mein Gefährte sah zu mir mit einem Lächeln empor, als wollte er fragen: „Hab' ich das Kind nicht gut ins Boot befördert?“

„Brav gemacht, mein alter Kerl!“ rief ich ihm zu, „das ging ja wie der Blitz; nun aber wieder schnell herauf mit Dir, es sind noch mehr da!“

Als ich mich nach diesen Worten an dem Tau entlang wieder nach dem Deckhaus hinarbeitete, traf mich eine neue Sturzsee so unglücklich vor den Magen, daß ich, nach Lust schnappend, eine ganze Weile da stand, ehe ich weiter zu schreiten vermochte. Am Hause wieder angelangt, fand ich zu meiner Freude den alten Mann, der seine Lagerstelle inzwischen verlassen hatte, an die Thür gelehnt, schon meiner wartend.

„Ist meine Tochter in Sicherheit, Sir?“ fragte er mit fast tonloser Stimme.

„Ganz außer Gefahr; kommen Sie jetzt.“

„Dem allmächtigen Gott sei Dank,“ rief er mit Inbrunst und brach dann in Thränen aus.

Ich ergriff ihn am Nacken, um ihn fest in meiner Gewalt zu haben, und zog ihn hinter mir her. Dem Bootsmann sagte ich, er solle den Matrosen nachbringen. Der arme alte Herr strengte sich nach Kräften an, mir möglichst wenig Mühe zu machen. Ich half ihm über die Schiffsseite auf die Püttingen, hielt ihn hier, bis das Boot in die richtige Lage kam und warf ihn dann mit derselben Schnelligkeit hinein, wie es vorher mit seiner Tochter geschehen war. Er wurde aufgefangen und die Tochter umschlang ihn mit ihren Armen. Während dies geschah, drang auf einmal ein wildes Geseul zu mir, vermisch mit dem lauten Gerausch und Gesuche meines Boots-

„heim“,
trummer
lden und
illustrierte
ient das
„Gaus-
den zahl-
e Kleinen
gen aller
blatt eine
beginnt
Eierne
sch und
astriege-
von Auf.
a unjerer
bild des
chreibers
ns auch
gen gern
r jugend-

erst. 87.

manns. Ich kletterte eilig wieder auf Deck zurück und stieß hier auf meinen Gefährten, der mich ganz wild anschrte: „Er hat mich gebissen, Sir; der ist ganz toll und verrückt, an den kann Keiner ran.“

„Ach was, das hilft nichts,“ entgegnete ich, „wir müssen ihn holen,“ und damit schritt ich ohne Zögern am Strecktau entlang.

Als der Mann dies sah, sagte er wieder Muth und folgte mir nach dem Hause. Hier blieb ich zunächst in der Thür stehen und blickte prüfend auf den Wahnsinnigen, der noch immer an seinem Plage saß. Auf einmal, ehe wir es uns versehen, schoß er wie der Wind an uns vorüber und sprang vor unsern Augen ins Meer.

Wir blickten Beide dem Unglücklichen erschrocken nach, dann aber sagte ich, indem ich ins Deckhaus trat: „Das Boot wird ihn auffischen, wir wollen erst hier einmal zusehen, was etwa noch zu retten ist.“ Es war jedoch in dem Raume nichts mehr vorhanden, als die in die Ecke geschwemmte Leiche des Mannes.

„Dies Brack muß sein Sarg sein,“ sprach ich, „wir haben hier nichts mehr zu thun.“

Zum letzten Mal arbeiteten wir uns nach vorn, als wir aber über die Schiffsjette auf die Büttingen steigen wollten, sahen wir das Boot von uns wegrudern. Ich erschrak zuerst heftig und wußte nicht recht, was ich denken sollte, dann aber erkannte ich, daß das Boot den Wahnsinnigen verfolgte, welcher, lang ausstreichend, davonschwamm. Zwei Mann ruderten, der dritte beugte sich über Bord, um den Unglücklichen zu fassen. Der „Grosvenor“ lag ruhig eine Meile von uns mit badgebrachten großen Raen. Gerade als der Bootsmann das Haar des Schwimmers packte, ging an Bord des Schiffes die Flagge herauf und wurde drei Mal niedergelassen.

„Bringt ihn schnell hierher,“ schrie ich, „der Kapitän signalisirt, daß wir uns beeilen sollen.“

Das Boot kenterte beinahe, als wir den Irnsinnigen hereinzogen; einer der Leute warf ihn auf den Rücken, kniete auf ihn und wand ihm die Bootsleine um Leib, Arme und Beine. Darauf kam das Boot längsseit, und den richtigen Moment abpassend, sprangen wir hinein und stießen ab.

Ich fand jetzt Muße, mir die Personen anzusehen, die wir gerettet hatten.

Vater und Tochter sahen mit verschlungenen Händen auf den Sternsitz. Der alte Mann schien beinahe bewußtlos; er lehnte sich an den Rand des Bootes, sein Kinn lag auf der Brust, seine Augen waren geschlossen. Ich fürchtete, er läge im Sterben, konnte ihm aber keine Stärkung bringen. Die junge Dame mochte etwa zwanzig Jahre alt sein und war sehr schön. Ihr herrliches, goldenes Haar hing ihr in nassen Strahlen über Schultern und Nacken. Sie war todtensbleich und ihre Lippen waren blau; ihre Augen trugen den Zug schweren Leidens, tiefer Traurigkeit. Durchnäßt bis zu den Hüften, schauderte sie oft vor Kälte zusammen, und ihre Zähne schlugen aufeinander, trotzdem die Sonne so warm auf uns niederprallte, daß sich die Duchten des Bootes ganz heiß anfühlten.

Der wahnsinnige Matrose lag auf dem Boden des Bootes und sah stier in den Himmel; er bot einen schrecklichen Anblick mit dem triefenden Haar, dem bleichen Gesicht und dem rothen Bart; seine nackten Füße traten unter den anklaffenden Leinwandhosen hervor, man sah, daß seine Beine zum Skelett abgemagert waren. Mitunter warf er sich gewaltsam herum und ließ einen unartikulirten Schrei aus, er war aber offenbar sehr ermattet und verhielt sich deshalb im Ganzen ruhig.

Ich fragte das Mädchen, wie lange sie sich in der schrecklichen Lage befunden hätten.

„Seit gestern Morgen,“ antwortete es mit erstickter Stimme. „Wir haben seit vorgestern Abend keinen Tropfen Wasser zu trinken gehabt; der arme Mensch dort ist vor Durst wahnsinnig geworden, denn er trank in Verzweiflung Seewasser.“

„Habt Ihr's gehört,“ rief ich meinen Leuten zu, „sie haben seit zwei Tagen keinen Tropfen Wasser gehabt!“

Die braven Burschen verstanden mich und legten sich mit einer Gewalt in die Riemen, daß das Boot in Wahrheit durch die Wogen schäumte. Es wäre grausam gewesen, das arme Mädchen noch weiter zum Sprechen zu veranlassen, da ihm die Zunge vor Durst am Gaumen klebte, ich war also still.

Nach zwanzig Minuten, die mir wie ebenso viele Stunden erschienen, erreichten wir unser Schiff. Die Mannschaft drängte sich um die Fallreepstreppe und empfing uns mit Hurrahgeschrei, als sie sah, daß wir mehrere Personen mitbrachten. Duckling und der Kapitän sahen vom Hütendeck grünnig zu uns herüber.

„Halloh, Jungens!“ rief ich, „heran mit Euch, zuerst diese Dame an Bord, sorgt gleich für Wasser, diese Leute sterben vor Durst.“

In wenigen Minuten waren Vater und Tochter über die Fallreepstreppe an Bord geschafft. Der Wahnsinnige wurde wie ein Baarenballen mittels der Bootsleine aufgehohlet, die wir um ihn schlangen, ohne seine Hände zu lösen. Als dies geschehen war, verließen auch wir das Boot, bis auf einen Mann, der es unter den Krahn führte, die Läufer einhakte und zum Aufholen bereit machte.

In diesem Augenblick geschah etwas Schreckliches: Während der alte Mann, gestützt von zwei Matrosen und gefolgt von seiner Tochter, über das Deck wandte, stand der Wahnsinnige, umgeben von einem Theil der Leute, noch an der Fallreepstreppe; Johnson, der große Matrose, stützte ihn, und ein Mann hielt ihm ein Zingefäß mit Wasser an den Mund; der Unglückliche zuckte zusammen, die Augen traten ihm vor Oer beinahe aus den Höhlen, dann gab er sich plötzlich einen furchtbaren Ruck, befreite mit fast übermenschlicher Kraft seinen rechten Arm, packte den Becher, biß in das Gefäß hinein, warf den Kopf zurück und stürzte in einem Zuge den ganzen Inhalt hinunter. Unmittelbar darauf entglitt der Becher seiner Hand, sein Gesicht wurde bläulich, und er fiel todt auf das Deck.

Einen Schreckensruf ausstoßend, sprang Johnson, der ihn bis zu diesem Moment gehalten hatte, zur Seite, und auch die Andern fuhren betroffen zurück. Auf allen Gesichtern malte sich das Entsetzen, stumm standen die Leute da und starrten auf den Todten.

„Hierher! und das Boot aufgehohlet,“ schrie jetzt Duckling und als er den Mann todt auf Deck liegen sah, fügte er barsch hinzu: „holt eine Taardecke und deckt ihn zu.“

„Darf ich dem Steward sagen, daß er den Leuten, die mit mir waren, einen Grog verabreicht?“ fragte ich ihn.

Statt einer Antwort maß er mich nur mit einem unbefehrblich feindseligen Blick, wandte sich ab und ging, etwas durch die Zähne murrend, fort.

„Na, Ihr sollt doch Euren wohlverdienten Grog haben,“ sagte ich zu einem neben mir stehenden Mann meiner Begleitung, „und wenn es meine eigene Ration wäre.“ Darauf begab ich mich gänzlich erschöpft in meine Koje, um trockene Kleider anzulegen.

(Fortsetzung folgt.)

Vom „Sohne des Himmels“.

Wie es heißt, werden in Peking große Vorbereitungen zu einem Empfang des Prinzen Heinrich getroffen, der vielleicht dem Kaiser von China in seiner Residenz einen Besuch abstatten wird. Der Ausföhrung dieser Absicht, wenn sie überhaupt geht, stehen nicht geringe Schwierigkeiten im Wege, da der Kampf um den Zutritt zu den Gemächern des Kaisers von den europäischen Diplomaten noch immer nicht zu Ende geföhrt ist. Ein Kenner der chinesischen Verhältnisse schickt den „Hamb. Korr.“ zu dieser Frage folgende Darlegungen:

Der Sohn des Himmels hat noch immer nicht endgültig den Anspruch aufgegeben, daß er hoch erhaben über allen anderen Herrschern der Erde thronen. Zwar wagen die Palesimandarinien dies jetzt nicht mehr so offen herauszusagen wie bis vor etwa vierzig Jahren. Aber im Stillen denken sie sicherlich noch Alle miteinander so. Aus diesem Grunde haben es die den fernem Osten besuchenden Mitglieder europäischer fürstlicher Familien bislang stets vermieden, die chinesische Hauptstadt zu betreten. Die Fragen der Etikette waren dabei offenbar jedes Mal eine allzu schwer zu knackende Nuß für die Diplomaten. Weder Prinz Heinrich bei seiner Weltumsegelung als Kadett, noch der Herzog von York, noch der jetzige Kaiser von Rußland als Jarewitsch sind in Peking gewesen. Umgekehrt wies der Befinger Hof das Ansehen Rußlands zurück, einen kaiserlichen Prinzen zur Krönungsfeier nach Moskau zu senden. Vielmehr wurde Li-Hung-Tschang zum besonderen Gesandten für diese Gelegenheit ernannt. Er war ein hoher Mandarin und eine bekannte Persönlichkeit, aber doch nur ein Unterthan und kein Mitglied der kaiserlichen Familie. Es wäre nur sehr erfreulich, wenn Deutschland auch hier mit gutem Beispiele voranginge und endlich den alten Hochmuth des Drachenthrones brechen würde. Schon viel zu lange hat sich das Abendland diese lächerlichen Ansprüche gefallen lassen. Nur durch zufällige Umstände ist es überhaupt bewirkt worden, daß sie so lange haben aufrecht erhalten werden können.

Als die Engländer und Franzosen, im Jahre 1860 im Frieden von Peking das Recht für die Ausländer erlangten, in Peking Gesandtschaften zu halten, scheint man ohne Weiteres vorausgesetzt zu haben, die Gesandten des Abendlandes würden dann auch vom Kaiser von China auf gleiche Weise behandelt werden, wie die chinesischen Gesandten in Europa und Amerika. Man bekümmerte sich also beim Friedensschlusse nicht weiter um die Etikette. Später stellte sich leider heraus, daß dies zwar ein verzeihlich, aber gleichwohl ein schwerer Fehler gewesen war. Verzeihlich war er, weil damals erst sehr wenige Menschen wußten, einen wie großen Werth die Chinesen auf solche Formfragen legen. Die Umstände halfen den Mandarinen nun ganz außerordentlich dabei, die endgiltige Erledigung der Frage immer wieder hinauszuschieben. Hätte bald nach Beendigung des Krieges eine Audienz im Palast verlangt werden können, so hätten die Mandarinen sie nicht abzuschlagen gewagt, weil ihnen noch der wohlthätige Schreck in den Gliedern lag, den ihnen der unerwartete Besuch des Kaisers mit den westlichen Barbaren eingejagt hatte. Aber der aus Peking entflohene Kaiser Siensung, einer der unfähigsten Herrscher, die jemals auf dem Drachenthron gesessen haben, kehrte nicht wieder in seine Hauptstadt zurück, und als er im August 1861 starb, ließ er das Kaiserreich in den Händen eines sechsjährigen Kindes. Die beiden Kaiserinnen, die des Ostens und die des Westens, von denen die zuletzt genannte noch lebt, hatten nun lange Zeit das Regiment in den Händen. Auch während der wenigen Jahre, während deren der junge Kaiser Tungtschi dem Namen nach selbst regierte, wurde dies nur scheinbar unterbrochen. Die Audienzfrage uhrte bis zu Tungtschi's Regierungsantritt völlig, weil nicht daran zu denken war, urakte orientalische Sitte so schwer verletzen zu wollen, daß eine Frau die Fremden empfangen sollte. Die hohen Mandarinen hatten also ausreichende Zeit, sich die ihnen aufgezwungenen ausländischen Gesandten etwas näher anzusehen und sich allmählich zu überzeugen, daß die Audienzfrage wie geschaffen für ihr eigenes aalglattes Benehmen und ihre Sittehaltigkeit sein würde.

Am 23. Februar 1873 kündigte Tungtschi den fremden Diplomaten an, daß die beiden Kaiserinnen ihm die Regierung übertragen hätten. Schon am folgenden Tage beantworteten die Gesandten die Depesche und sprachen dabei die Erwartung aus, vom Kaiser empfangen zu werden. Obwohl nun dies Verlangen den Mandarinen nicht im Geringsten unerwartet

kommen konnte, so thaten sie doch sehr überrascht und erhoben Einwände und Schwierigkeiten mancherlei Art. Volla vier Monate sträubten sie sich noch, mußten aber dann endlich nachgeben, und der Sohn des Himmels sah am 19. Juni 1873 die Vertreter von Deutschland, England, Frankreich, Rußland, Holland und den Vereinigten Staaten von Nordamerika vor sich, ohne daß diese den Fußfall thaten. Chinesen in Peking haben viele Jahre später, als noch ein zweiter Empfang stattgefunden hatte, dem Schreiber dieser Zeilen versichert, dem Doyen der Gesandten Sir Thomas Wade wäre bei dem ungeheuren Ereigniß, den Sohn des Himmels vor sich zu sehen, der kalte Anglißschweiß aus allen Poren gebrochen. Diese Audienz war unzweifelhaft ein Erfolg der fremden Diplomatie, aber wenn man anfänglich angenommen hatte, daß er durchschlagend wäre, so sollte man bald genug merken, daß man sich getäuscht hatte. So leicht werden derartige volle Siege im Orient nicht erfochten. Die Gesandten hatten den Kaiser gesehen, aber im eigentlichen kaiserlichen Palaste waren sie nicht gewesen.

Freundschaftlichen Rathes der Neutralen, als man in Peking, bequeme man sich dort dazu, allen fremden Gesandten im eigentlichen Palast Audienz zu gewähren. Aber selbst diesmal war noch ein kleiner Vorbehalt dabei. Der Kaiser empfing die Diplomaten nämlich in einer Halle, in der er die chinesischen Klassiker zu lesen pflegt, und nicht in den Räumen, die er bewohnt und die seine eigenen Großwürdenträger betreten dürfen. Ein Unterschied ist also immer noch da. Sollte der Bruder unseres Kaisers den „Sohn des Himmels“ besuchen, dann wird sicherlich zugleich auch dafür gesorgt werden, daß der Befinger Gesandte unseres Kaisers in Zukunft endlich eine solche Aufnahme findet, wie es sich gehört.

[Nachdruck verboten.]

Januar.

Von J. C. Schmidt, Kunstgärtner, Erfurt.

Fassien und Sebstian Lassen den Saft in die Bäume gahn.

Ein tröstliches Sprüchlein! Ringsherum scheint Alles todt, aber das neue Leben im Innern der Natur bereitet sich schon zum Ausbruch vor. Die Neujahrslocken haben feierlich das Jahr eingeläutet und schüchtern antwortet ein laises Echo beim verzagtesten Herzen. Die Erde verheißungsoll dampfend, der Wald in stillem Schweigen, der Himmel mit heiterem Ernst: Tage zum Nachdenken. Auch der Gartenfreund zieht wie der Kaufmann seine Bilanz aus dem Gewollten und Erreichten. Hier und da bleibt ein Defizit unter seinen Pflanzlingen, aber er legt die „Hoffnung“ mit ins „Geben“ und zieht fröhlich den Saldo — wenige Monate und der Frühling macht Alles neu!

Im Garten ist noch Alles unter der leichten und dabei luftigen Winterdecke verborgen, wir müssen uns aber zuweilen einmal davon überzeugen, daß der Frost auch wirklich nicht an unsere Lieblinge hinan kann, es ist schon manche Pflanze durch Unachtsamkeit verloren gegangen, weil wir sie gut versorgt glaubten, sie dies aber nicht war. Erst bläst der Wind die Decke fort und dann kommt der Frost und macht der Pflanze den Garaus oder macht sie wenigstens krank.

Er kriecht aber auch durch schlecht verwahrte Fenster in die Blumenkammern und Keller, wo er im Verein mit der Fäulnis an den schlecht ausgeputzten Topfgewächsen allerlei Unheil anrichtet. Die Fäulnis mit ihren Trabanten, den Schimmelpilzen, hat so recht freies Schalten und Walten, wenn wir unsere Obst- und Gemüsekeller nicht säubern und das angegriffene Obst nicht möglichst schnell verwerthen. Luft, Luft, so oft es die Witterung erlaubt!

Der gefrorene Boden bietet die beste Gelegenheit, Rasen und Gemüseland mit Jauche zu überfahren, was namentlich bei Spargelbeeten sehr nützlich ist. Friert dieselbe auch auf dem Lande, sobald es aufthaut, zieht sie ein und wir haben beim Frost leichteres Arbeiten, ohne das Land oder den Rasen zu schädigen.

Wollten wir die Natur in ihrer Urwüchsigkeit schalten und walten lassen, die schönen Fierträucher unseres Gartens würden in ihrem eigenen Gerste erstickten. Benutzen wir deshalb schöne sonnige Ranuarstage, an denen die Arbeit ia



noch nicht drängt, dazu, mit der Baumschere im Innern Luft zu schaffen. Immer das ältere Holz heraus, nicht nur an den Zweigspitzen herumschneiden.

Wenn die Kälte nicht zu streng ist, kann man in der zweiten Hälfte dieses Monats mit dem Anlegen der Frühbeete beginnen und zwar werden die ersten Kästen für die Ausfaat von Rabies, Pfücksalat, Möhren, Sellerie, Porree und Blumentohl zum Treiben bestimmt. Der bis jetzt als der früheste Treibradies geltende „Non plus ultra“ ist durch eine neue Sorte, genannt: „Erste Ernte“ abgelöst worden, die nebenbei eine schöne Form mit herrlich leuchtendrother Farbe verbindet. Der beste Sellerie ist der Erfurter Markt-Knollen-Sellerie. —

In diesem Monat schneiden wir auch schon unsere Edelreiser von den Obstbäumen, mit scharfem Messer, nicht mit der Schere, vorjährige Triebe, nicht lange Wasserschosse, mit 5 bis 8 Augen, nicht länger, vom gefunden, nicht vom kranken Baum. Wir schlagen die Reiser im Keller in Sand ein oder draußen auf einem schattigen Beet, 10 Centimeter tief, sodaß noch ein Theil der Reiser heraussteht, der mit Tannenzweigen bedeckt wird. —

Nun beginnen auch die Bestellungen für Sämereien. Man treffe rechtzeitig seine Auswahl und wende sich nur an als zuverlässig bekannte Züchter, sehe auch nicht allein auf den billigsten Preis, denn nichts rächt sich mehr, als bei den Bezug von Sämereien Ersparnisse suchen zu wollen. Das keine Anlagkapital ist das Wenigste, aber die Mühe, die Kosten für das Land und die Enttäuschung fallen ins Gewicht, wenn die Samen nicht echt und nicht keimfähig sind.

Im Zimmer setzen wir die Pflege der Pflanzen mit liebevoller Sorgfalt fort. Die Beschäftigung ist so dankbar! Wer hat nicht schon gefühlt, daß in einem mit vielen Pflanzen angefüllten Zimmer die Luft eine viel reinere und in Folge dessen auch gesündere ist? Das geht ganz einfach zu. Die Pflanze athmet wie wir. Wir behalten nur den Sauerstoff und scheiden den Kohlenstoff, als für uns schädlich, aus. Die Pflanze aber gebraucht zum Aufbau neuer Organe Kohlenstoff, behält ihn also bei sich, scheidet den für ihr Dasein überflüssigen Sauerstoff wieder aus, und je mehr Sauerstoff in der Luft, desto besser für uns. Der Vorgang und seine Wirkung ist also klar. Aber — dies thun nur Pflanzen im hellen Lichte stehend, mit gesunden kräftigen Blätter und neuem Wachstum. Sie thun es also nicht umsonst und verlangen von ihrem Herrn Pflege, wünschen eine liebevolle Hand, welche abgestorbene Theile von ihnen abnimmt, die den Staub von den Blättern abwischt, die die Töpfe von Moos und Flechten reinigt, die zur rechten Zeit begießt, umpflanzt und pfllegt. Keine Leistung ohne Gegenleistung! Solchen Liebesdienst zu üben, der also nicht nur den Pflanzen, sondern uns selbst zu Gute kommt, sei allen Pflanzenfreunden bei Beginn des neuen Jahres recht eindringlich in's Herz gelegt.

Allerlei.

Das Zukunftstheater der „Genossen“. Wie sich die Florentiner Sozialisten das sozialistische Zukunftstheater denken, das zeigte klar und deutlich eine Vorstellung, die jüngst im Goldoni-Theater in Florenz stattfand. Als wahrhaft sozialistische Produktion darf eigentlich nur eine einmündige Rede bezeichnet werden, die der sozialistische Abgeordnete Professor Enrico Ferri hielt; den Rest des Abends füllte das von Oelmuth kriegende Dmetische Drama „Der Hüttenbesitzer“ aus, der früher schon den Beifall weniger sozialistisch geschulter Zuhörer hervorgerufen hat. Die Florentiner Sozialisten nahmen jedoch einige Textänderungen vor; so wandte sich in einer Szene des dritten Aktes der Arbeiter Gabert, nachdem er der jungen Frau Clara einen Blumenstrauß mit den Wünschen des Personals dargebracht hatte, an den Hüttenbesitzer mit den Worten: „Neh ergriffe die Gelegenheit, Herr Chef, Sie um die Einführung des Achtstundentages zu bitten.“ Und der Hüttenbesitzer erwiderte: „Das ist eine gerechte Forderung, die ich ohne Weiteres bewillige.“ „Stürmischer Beifall und Rufe wie: „Es lebe der Sozialismus!“, „Hoch der Achtstundentag!“ folgten den Reden der beiden Schauspieler. Mit diesem System der Textänderung könnte man das ganze gegenwärtige, vergangene und zukünftige Theater sozialistisch machen. Samlet brauchte zum Beispiel nur zu sagen: „Mitglied der Partei . . . sein oder nicht sein! das ist die Frage!“

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Lohle, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.

Dr. Webb, der Schwiegerjohn Vanderbilts, macht von den Millionen, welche der amerikanische Eisenbahntönig ihm hinterlassen hat, einen guten Gebrauch. Er hat in Shelburne, Staat Vermont eine Mutterfarm eingerichtet, die er selbst trefflich bewirtschaftet. Der Reichthum hat weder ihn, noch seine Frau stolz gemacht. Das zeigte die Weihnachtsfeier, welche Beide sämmtlichen auf der Farm beschäftigten Arbeitern bereitet. Sammt ihren Kindern erschienen Alle in den prächtig dekorirten Feestsälen, wo ein mit elektrischen Lämpchen feenhaft beleuchteter Christbaum stand. Je nach Alter und Dauer ihrer Anstellung wurden die Arbeiter mit goldenen Uhren, ihre Frauen mit Felskragen und Handschuhen beschenkt. Die Kinder erhielten ihre Bescherung zusammen mit den Kindern des Ehepaars Webb, tausenderlei hübsche Sachen, die immer neue Freudenausbrüche hervorriefen. Darauf fand das gemeinsame Abendessen statt, an welchem 350 Personen theilnahmen. Knacht Ruprecht erschien und vertheilte ungezählte Mengen von Zuckerzeug. Zum Schluß zündeten die Männer Cigarren an, Bier und Flog wurde herübergereicht und unter Scherz und Lachen nahm dieses schöne Fest ein Ende, das einer der reichsten Männer Amerikas in Gemeinschaft seiner Leute feierte.

Gint und jetzt im Pharaonenlande. Am obersten Nile hat man, wie der Londoner Egyptologe Hinders Betri soeben mittheilt, in der Nähe der Steinbrüche von El-Silich, welche die Bausteine für die Pyramiden lieferten, uralte Kulturstätten der Menschheit entdeckt. Der englische Professor fand Werkzeuge aus Feuerstein, Waffen mit Feuersteinspitzen, Schüsseln und Anderes, Dinge, die ein Menschenstamm einst benutzte hat. Jene Leute, deren Spuren die Zeit und der Wüstenwind für immer verweht hat, hatten schon künstliche Triebe. Auf den harten Steinflächen der Abhänge findet man Zeichnungen, die sogar eine höhere Götterwelt verrathen. Auf einer der in den Felsen eingeritzten Zeichnungen sieht man einen Mann mit einem Stroch einen Ochsen um ein Schöpfwerk treiben, ein anderes Bild ist ein langgestrecktes Schiff mit aufgespanntem Segel; dann sieht man ein Kameel, Boote ohne Segel mit Rudern, eine Kuh, von einem Manne getrieben. Verschwunden ist jede Kunde von den Leuten, die dort einst hausten. Und nach Tausenden von Jahren kam für die Steinbrüche eine andere Zeit. Die Pharaonen von Ober- und Unter-Aegypten schickten ihre Sklaven hinaus, um Steine zu brechen für die Pyramiden, unter denen sie ihren Todeschlaf halten wollten, für die Obelisken, welche ihren Ruhm der Nachwelt verklunden sollten. Hier, wo heute ein Jenseit, ein schnellflüchtiger Wüstenfuchs haust, haben viele Tausende gearbeitet, angetrieben von der Peitsche der Aufsicher. Noch steht man, ausgehauen aus dem harten Sandsteine, die kleinen Tempel, wo sie die Götter verehrten: Isis und Osiris, den Vogel Ibis, den Stier Anubis und den Hundegott Anubis. Hier lebten und starben sie, ausgemergelt von der Fronarbeit und der Wüstenluft. Noch stehen die Pyramiden und leuchten und glühen in der afrikanischen Sonne, noch künden die Obelisken und die Säulenhallen der Tempel den Ruhm der Pharaonen und ihrer schlanken klugen Königinnen — aber die Namen der Bauleute sind dahin wie jene ihrer Vorfahren aus der Urzeit. Heute tönt vom Nilflusse herüber das takmäßige Rufen der Arbeiter, welche die Eisenbahn nach Assuan bauen, und am steinigten Ufer wimmelt es von geschäftigen Menschen, die sich beeifern, einen Eisenweg zu schaffen mitten hinein in das Land der wandernden Söhne des Cham, die dieses Land einst von den Vätern erben, das heute die Jagdier anderer Menschen erringen will. Der finstere Tag vernimmt das singende Abendgebet der Traber und die eintönigen Dudeln der Regier. Mitten hinein ertönt gellend der Pfiff der Lokomotive und das laute Kommando der Offiziere. Das Räderrad hat wieder einen Umschwung gethan. Und nach weiteren zehntausend Jahren?

Vom Büchertisch.

— Vor uns liegt die erste Quartalsnummer des „Dahheim“, mit der ein neues Abonnement beginnt. Der stattlichen Hauptnummer fügen sich die sechs Beilagen an, die mit jener ein Ganzes bilden und sie vielfach ergänzen: da erscheint wöchentlich eine reich illustrierte Chronik „Aus der Zeit — für die Zeit“; der Frauenwelt dient das „Frauen-Dahheim“; den Interessen der Musikreue die „Hausmusik“; dem Garten ist der „Hausgarten“ gewidmet, den zahlreich Sammlerparis das neue „Sammler-Dahheim“; unere Kleinen endlich finden im „Kinder-Dahheim“ Spiele und Anregungen aller Art. In der That bietet kein anderes deutsches Familienblatt eine gleiche Vielfältigkeit des Inhalts. In der Hauptnummer beginnt ein neuer großer Roman von Fernh. Schulze-Emidt: „Eiserne Zeit“; die Verfasserin von „Wen man liebt“, In Marsch und Moor“ etc. rührt die Leser diesmal in die Epoche der Befreiungskriege. Eine abgeschlossene zweite Erzählung „Ein Bekannter“ von Ant. Andrea giebt ein rührendes Bild von dem sozial-n Leben unjener Tage. Th. v. Pantenius steuert einesselndes Lebensbild des kürzlich verstorbenen W. S. Niehl, des Dichters und Geschichtsdarstellers des deutschen Danes, bei. Von besonderem Reiz schien uns auch die Ballade „Matje Flobr“ von Carl Bulcke. Wir benutzen gern die Gelegenheit, wieder einmal auf das alte und doch immer jugendfrische „Dahheim“ hinzuweisen.